Zur Beta-Version der NZZ-Website wechseln

28.11.2014, 18:16 Uhr

Das Sand-Creek-Massaker 1864

Der Inbegriff weisser Grausamkeit

Ronald D. Gerste, Washington 28.11.2014, 18:16 Uhr

Seit einigen Jahren erinnert eine Tafel an das Massaker von Sand Creek. *(Bild: Carptrash / Wikipedia)*

Das Sand-Creek-Massaker vor 150 Jahren steht sinnbildhaft für die Eroberung des amerikanischen Kontinents durch die Weissen und das Schicksal der Indianer. An die Bluttat erinnert wird indes nur auf lokaler Ebene.

Als im Morgengrauen des 29. November 1864 die ersten Schüsse fielen und Hunderte von blau uniformierten Reitern auftauchten, hisste der Cheyenne-Häuptling Black Kettle sogleich das Sternenbanner und eine weisse Friedensfahne. Es half den Indianern nichts. Die Angreifer, gegen 700 Angehörige mehrerer Kavallerieregimenter aus Colorado und New Mexico, gedachten das «Problem» mit den Ureinwohnern in den Rocky Mountains auf eigene, für die amerikanische Pioniergeschichte indes nicht ungewöhnliche Weise zu lösen.

Vor allem Frauen und Kinder

Die Soldaten standen unter dem Kommando von Colonel John Chivington, der als methodistischer Pfarrer zwar ein «Mann der Bibel» war, sich an diesem Tag aber nicht im mindesten an christlichen Grundprinzipien orientierte. Der Angriff erfolgte ohne jeden militärischen Anlass: Die Indianer, Angehörigen der Cheyenne und Arapaho, hatten sich nach Rücksprache mit einem örtlichen Militärkommandanten an einer Biegung des Sand Creek im Osten Colorados niedergelassen. Sie waren friedlich, die jüngsten Überfälle auf Farmen und Postkutschen waren von einer anderen Gruppe verübt worden. Die meisten Menschen in dem Zeltlager waren Frauen und Kinder, weil die Männer auf der Jagd waren.

Viele Soldaten feuerten unterschiedslos auf alles, was sich bewegte, und steigerten sich in einen wahren Blutrausch. Black Kettle konnte zwar entkommen, aber ein anderer Häuptling, White Antelope, trat aus seinem Zelt, verschränkte die Arme zum Zeichen seiner Friedfertigkeit und wurde umgehend niedergeschossen. Wie so

oft bei derartigen Verbrechen gab es auch Soldaten, die ihrem Gewissen gehorchten und sich den Befehlen Chivingtons widersetzten. Zwei Offiziere weigerten sich mit ihren Kompanien, am Angriff teilzunehmen. Ein entsetzter Kavallerist berichtete später. «Frauen und Kinder wurden skalpiert, die Finger abgeschnitten, um an die Ringe zu kommen. Eine Squaw wurde aufgeschnitten und ihr Ungeborenes entnommen. Kleine Kinder wurden erschossen, während sie um ihr Leben flehten, manche auf den Knien, als sie die Soldaten umarmten und um Gnade bettelten.» Rund 200 Indianer wurden auf diese Weise umgebracht, die Verrohung einiger Täter war selbst für die Verhältnisse des Wilden Westens erschreckend: Sowohl ermordeten Männern wie Frauen wurden die Genitalien entfernt und einige Tage später in Denver als Trophäen ausgestellt.

Das Massaker löste selbst in einer durch den anhaltenden Bürgerkrieg an Grausamkeiten gewöhnten amerikanischen Öffentlichkeit Entsetzen aus. Eine Kommission des Kongresses fand vernichtende Worte für Chivington, der gleichwohl nie vor Gericht gestellt wurde und sich bis ans Ende seiner Tage des «Sieges» am Sand Creek rühmte. Das Blutbad war bei weitem nicht das einzige Vorkommnis dieser Art, doch das Bild der durch ein Dorf galoppierenden «Blauröcke», die unbarmherzig Männer, Frauen und Kinder abschlachtenden, prägte sich ein. Vor allem Hollywood griff es wiederholt auf, als ab den 1960er Jahren eine kritische Betrachtung der Pionierzeit die frühere undifferenzierte Verehrung weisser «Helden» ablöste. Der 1970 gedrehte Film «Soldier Blue» (deutsch: Das Wiegenlied vom Totschlag) setzte dem Massaker ein unter die Haut gehendes cineastisches Monument. Im an Wiederholungen so reichen amerikanischen Fernsehen ist er merkwürdig wenig präsent.

Kein Thema in Washington

Der Opfer wird am 150. Jahrestag fast ausschliesslich auf lokaler Ebene gedacht. Es dauerte bis zum Jahr 2007, bis eine Gedenkstätte unter der Ägide des National Park Service am Ort des Geschehens eröffnet wurde. Dort wird es wie in jedem Jahr einen «Spiritual Healing Walk» geben. Im Denver Art Museum findet zudem eine Ausstellung mit dem Namen «One November Morning» statt. Auf nationaler Ebene schlägt das Jubiläum hingegen kaum Wellen. Das hängt damit zusammen, dass die Native Americans und ihre zahlreichen Probleme keinen nennenswerten Platz in der öffentlichen Diskussion einnehmen. Weder die Verbreitung von Suiziden und Alkoholismus – bei beidem weisen sie die höchste Rate in den USA auf – noch die Arbeitslosigkeit und Verelendung in zahlreichen Reservaten sind ein Thema in Washington.

Es passt ins Bild, dass das National Museum of the American Indian in Washington, das ohnehin eine ziemlich geschönte Geschichtsdidaktik betreibt, keinen Anlass im Zusammenhang mit Sand Creek plant. Dafür ist in der Hauptstadt ein anderer Aspekt in Mode: Regelmässig werden von den Medien, vor allem der «Washington Post», neue Kampagnen gestartet, man solle doch das Football-Team Redskins endlich umbenennen, da sein Name anstössig sei. Wie es im täglichen Leben vieler Indianer 150 Jahre nach Sand Creek aussieht, interessiert die Gralshüter der politischen Korrektheit erkennbar weniger als solche sprachlichen Fragen.

COPYRIGHT © NEUE ZÜRCHER ZEITUNG AG - ALLE RECHTE VORBEHALTEN. EINE WEITERVERARBEITUNG, WIEDERVERÖFFENTLICHUNG ODER DAUERHAFTE SPEICHERUNG ZU GEWERBLICHEN ODER ANDEREN ZWECKEN OHNE VORHERIGE AUSDRÜCKLICHE ERLAUBNIS VON NEUE ZÜRCHER ZEITUNG IST NICHT GESTATTET.